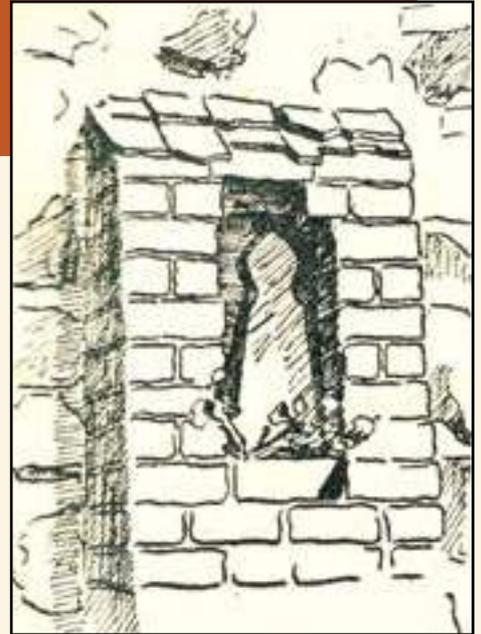


Der Kobold von Schmiedeberg

Kuriosa in brandenburgischen Dorfkirchen

Dr. Reinhard Schmook ist Leiter des Oderlandmuseums Bad Freienwalde und Vorstandsmitglied im Verein für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte.



Tönernes Männchen im Chorpfeiler der Schmiedeberger Kirche (Uckermark); Zeichnung von Horst Schubert in: Jahrbuch des Kreises Angermünde 1956, S. 11

Wer viele brandenburgische Dorfkirchen kennt und als aufmerksamer Beobachter unterwegs ist, dem begegnen in manchen von ihnen seltsame Dinge. Zu diesen Kuriosa gehören zum Beispiel die Schachbrett- und Rauteensteine, die im Außenmauerwerk eingefügt ihr eigentliches Geheimnis bis heute nicht verraten haben. Es gibt sie an Feldsteinkirchen in einem Streifen von 100 Kilometern Länge links und rechts der Oder und dann erst wieder auf Jütland in Dänemark. Unter Dachziegeln der älteren Art gibt es so genannte Sonnen- oder Feierabendziegel mit Inschriften und manchmal auch kryptischen Zeichen. Im Backsteinpflaster mancher Dorfkirche finden sich Pfotenabdrücke von Hunden und auch mal ein Buchstabe oder eine Zahl. Wenn es die „9“ ist, hat sie der Ziegler in den letzten Stein der bestellten Lieferung eingeritzt. Hier und da begegnen uns schwer zu deutende Wandmalereien, ikonographisch aufgeladene Putzritzungen, auf gravierende Ereignisse bezogene Glasinschriften, variantenreiche Pilgerzeichen oder Grabdenkmäler mit Hinweisen auf bemerkenswerte Eigenschaften der hier Begrabenen.

Zur Veranschaulichung der Vielfalt solcher Kuriosa seien drei Dorfkirchen herausgegriffen, eine im Land Lebus und zwei in der Uckermark, bei denen derartige Merkwürdigkeiten von volkskundlichem und geschichtlichem Wert einen Blick in die Vorstellungswelt unserer Vorfahren ermöglichen.

Erste Station ist Schmiedeberg nördlich von Angermünde, das eine der in der Uckermark seltenen Apsiskirchen mit rundbogigen Portalen besitzt. Sie stammt aus dem 13. Jahrhundert. An der Apsis befindet sich

außen ein jüngerer backsteiner Stützpfeiler, der am oberen Ende eine Aussparung besitzt. In dieser Nische stand bis in die 1950er Jahre ein eigentümliches stilisiertes Tonmännchen, der „Kobold von Schmiedeberg“. Was sich die Menschen, die ihn geformt und in die Nische gestellt haben, von seiner Wirkungsmacht versprochen haben, wissen wir nicht. Möglicherweise sollte er die Mächte der Finsternis oder andere böse Geister von der Kirche fernhalten. Oder er ist das Produkt folgender Sage:

„Der Kobold von Schmiedeberg gehörte einst einem Mönch, der als Geistlicher in der Kirche tätig war. Der hatte ihn in Kriegszeiten irgendwo aufgelesen und in seinen Dienst genommen. Dieser Kobold trug dem Mönch alles zu, was in der Gegend passierte. Er setzte sich hinter die Reiter auf den Pferden und hörte zu, was sie sprachen. Er stand bei den Waschfrauen und belauschte deren Gespräche. So trieb sich der kleine Kerl überall herum und es verwundert nicht, dass der Mönch alles viel eher wusste, als alle anderen Zeitgenossen. Seine Wohnung hatte der Kobold in den Dachsparren der Kirche, wo er auch wohnen blieb, als sein Herr starb.

Einige Zeit später musste das Dach der Kirche umgedeckt und auch einige schadhafte Sparren ausgetauscht werden. Das gefiel dem kleinen Kobold überhaupt nicht. Das alte Holz wurde an einen Bäcker verkauft, der damit seinen Ofen heizen wollte. So musste der Kobold zu dem Bäcker umziehen, wo das Holz nicht sogleich verbrannt wurde. Daher hatte der Kobold die Chance, sich zunächst ganz komfortabel neu einzurichten. Dem Bäcker ging es gleich sehr gut. Sein Geschäft blühte und alles glückte ihm durch die Hilfe des Kobolds.

Doch statt sich seinem hilfreichen Gast gegenüber dankbar zu zeigen, verspottete der Meister den Kleinen. Eines Tages war es dann soweit. Die alten Sparren wanderten nach und nach in den Ofen. Bald war das letzte Stück an der Reihe, auf dem der Kobold mit trauriger Miene saß. Da hatte der Bäckergeselle Erbarmen mit ihm. Er wollte den Kobold unter seiner Jacke verstecken und mit nach Hause nehmen. Doch der wisperte ihm zu, er solle sich ja den letzten Balken geben lassen, denn ohne diesen müsse er sterben. Tatsächlich schleppte der Geselle nach Feierabend den Balken zu sich nach Hause. Von Stund' an glückte dem Gesellen alles. In kurzer Zeit wurde er ein wohlhabender Mann. Als er ans Sterben kam, bestimmte er, dass der Balken in der Kirchenwand eingemauert werden solle. Seit dieser Zeit sitzt oben in der Krone des Pfeilers der Kobold. Wer es nicht glauben will, muss selber hingehen und es sich ansehen!“ (Vgl. Heimatkalender des Kreises Angermünde, 4 (1958), S. 135 f.)

Diese Sage war möglicherweise der Anlass, einen tönernen Kobold zu formen und ihn in die Pfeilernische zu stellen. Er war ca. 30 cm hoch und an der Basis 10,5 cm breit. Vor etwa 60 Jahren verschwand das Tonmännchen spurlos. Wir wissen aber, wie es aussah und so bleibt zu hoffen, dass



Mumifizierte menschliche Hand in der Dorfkirche Lunow (Barnim); Foto: Thomas Berg

sich Freunde der Schmiedeberger Kirche eines Tages erbarmen und einen neuen Kobold in die jetzt leere Nische stellen.

Am südlichen Rand der Uckermark liegt unsere zweite Station, das große Fischer- und Bauerndorf **Lunow**. An seiner Dorfkirche finden sich gleich mehrere Kuriosa, von denen wohl das „Preußische Zivil-Ehrenzeichen 1. Klasse“ im Abendmahlskelch das bedeutendste ist.

Von 1787 bis 1816 hieß der Lunower Pfarrer Gottfried Kopp. Im Jahre 1806 trank dieser den französischen Ortskommandanten unter den Tisch, während der Amtsmeier Johann Bahnemann mit seinem zukünftigen Schwiegersohn Gottlieb Heine flüchtende preußische Soldaten über die Oder setzte.

Am 27. Juli 1811 erließ König Friedrich Wilhelm III. zur Würdigung dieser mutigen Tat eine „Allerhöchste Kabinettsordre“ mit folgendem Wortlaut: „Ich habe den Gemeinden Lunow und Stützkow an der Oder, welche sich im letzten Kriege durch oft wiederholtes gefahrvolles Übersetzen ranzionierter Truppen verdient gemacht haben, das Civilehrenzeichen erster Klasse bestimmt, und es soll solches auf der Seite in den Becher

des Abendmahlskelches eingefasst werden.“

Da aber der Lunower Abendmahlskelch aus Zinn war, ließ sich die goldene Medaille nicht in seine Wandung einfügen. Dazu war ein silberner Kelch nötig, der 100 Taler kostete und für dessen Anschaffung Pfarrer Kopp zusammen mit dem Angermünder Prediger Paulsen im August 1812 eine Spendenaktion organisierte. Kopp und Paulsen sprachen anfangs nur die wohlhabenden Lunower Bauern an und erzielten zunächst 35 Taler Kurant. Diese Vorgehensweise rief jedoch den Protest der ärmeren Einwohner von Lunow hervor, so dass eine zweite Sammlung durchgeführt werden musste. Die ergab eine erhebliche Menge an Kleingeld, was für eine hohe Beteiligung der wenig zahlungskräftigen Lunow-

wer spricht. Schließlich waren die benötigten 100 Taler zusammengekommen, so dass bei einem Berliner Silberschmied der Kelch in Auftrag gegeben werden konnte. Am 8. November 1812 übernahm Pfarrer Kopp unter Anteilnahme der gesamten Lunower Bevölkerung und etlichen auswärtigen Gästen den Kelch mit dem eingelassenen Zivil-Ehrenzeichen. Dieser Kelch ist noch heute, nach 205 Jahren, im Besitz der Evangelischen Kirchengemeinde Lunow.

Hinter dem Altar wird in einer verglasten Nische eine mumifizierte menschliche Hand aufbewahrt. In der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Rechtsprechung spielten abgetrennte Körperteile, als pars pro toto den gesamten Körper repräsentierend bzw. als Symbol einer noch bestehenden Handlungsfähigkeit, eine wichtige Rolle. Hände und Finger von Hingerichteten galten als heidnische Symbole einer Anteilnahme an diesem Sühneopfer. Wenn man sie sich aneignete, erhoffte man sich von ihnen glücksbringende und schützende Eigenschaften. Totenhände, so glaubten unsere Vorfahren, verfügten über die Fähigkeit, verschlossene Türen und Schlösser zu öffnen oder als Schutzfetisch Diebe abzuhalten.

Auch hier versucht eine Sage, die Herkunft und Bedeutung dieser Hand zu erklären:

„Vor vielen Jahren lebte in Lunow ein Bauer namens Jakob Bertram, genannt ‚Pfälzer-Jakob‘, dessen Wirtschaft zu den besten im Dorfe gehörte. Auch das Glück war der Familie hold und es wuchsen ein Sohn und eine Tochter heran, die ihre Eltern hilfreich unterstützten. Doch die glückliche Zeit endete, als Sohn Martin 20 Jahre alt wurde und die Mutter plötzlich an einer bösen Seuche verstarb. Auch den Vater traf die Seuche schwer. Er überlebte mit Mühe das Krankenlager, aber die einstige Kraft war dahin.“



Der Lunower Abendmahlskelch von 1812 mit dem goldenen preußischen Zivil-Ehrenzeichen; Foto: Reinhard Schmook



Der „Betstein“ im nördlichen Giebelfundament des Hauses Niethe gegenüber der Lunower Kirche; Foto: Reinhard Schmook

Seit diesem Schicksalsschlag schien es, als ob der Satan von Martin Bertram Besitz ergriffen hätte. Der bisher so brave und fleißige Sohn saß nun öfter im Dorfkrug und vernachlässigte die Wirtschaft. Alle Bitten und Ermahnungen des Vaters und der Schwester stießen auf taube Ohren und Martin trieb es nur noch ärger.

Eines Tages, als er betrunken vom Krug heimkehrte, machte ihm sein Vater Vorwürfe. Mit geballter Faust stürzte sich der Sohn daraufhin auf

den Vater und schlug auf ihn ein. Als der Alte betäubt zu Boden sank, rief weinend die Schwester: „Wehe, wehe dir, Martin! Hast Du denn Gottes viertes Gebot ganz vergessen? Denkst du nicht mehr an die Geschichte, welche unsere selige Mutter uns so oft erzählte, dass einem Kind die Hand aus dem Grabe wuchs, das sich an seinem Vater vergriff?“

Martin verließ tobend und fluchend das Haus, das er nie mehr betreten sollte. Am nächsten Morgen

brachten Nachbarn den toten Jüngling, den sie auf der Straße gefunden hatten. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein frühes Ende bereitet. Der schwer geprüfte Vater überlebte dieses Unglück nicht lange und folgte seinem Sohn bald nach.

Als nun eines Tages die Tochter auf den Kirchhof kam, um die Gräber zu pflegen, schreckte sie entsetzt zurück. Aus dem Grabe ihres Bruders ragte eine Hand empor. Vergeblich versuchte man anschließend, die Hand wieder unter die Erde zu bannen. Man nahm sie ab und bewahrte sie als warnendes Beispiel in der Kirche auf.“ (Vgl. Rudolf Schmidt (Hg.): Märkisches Sagenbuch. Charlottenburg 1909, S. 88 ff.)

Vor dem Kirchhofportal der Lunower Kirche hat ein Geschichtsdenkmal aus dem Mittelalter die Zeiten überdauert. Im Fundament der nördlichen Giebelseite des Hauses der Familie Niethe ist unterhalb des Erdniveaus der ca. 1,75 Meter lange „Betstein“ eingelassen. Es handelt sich um eine quadratische Säule aus rotem, sehr feinem kristallinen Granit. Aus der Fläche des einen Endes ist ein Kreuz mit 50 Zentimetern Seitenlänge flach erhaben herausgearbeitet worden. Dieses Kreuz hat nahezu die Form eines Johanniterordenskreuzes, jedoch sind die breit endigenden Arme nicht eingeschnitten.

Von diesem Stein berichtete Prediger Telle folgendes: „Über den Stein mit dem Kreuz im Wohnhaus Niethe's an der Kirche wusste bisher niemand etwas, als dass er seit Menschengedenken an der Kirchhofspforte gelegen habe und 1838 mit der Genehmigung des Kirchenvorstandes zum Neubau des Wohnhauses vom Kirch-

Anzeige

SCHUKE

ALEXANDER SCHUKE ORGELBAU GMBH

Otto-Lilienthal-Str. 33 · D-14542 Werder (Havel)
Tel. +49 (0) 33 27 - 57 11 0 · Fax +49 (0) 33 27 - 57 11 29
mail@schuke.de · www.schuke.de

bauern Niethen verwendet worden sei. Aus alten zuverlässigen Schriften erfahren wir, dass der Stein vor etwa 600 Jahren auf dem spitzen Berge in der Nähe des jetzigen Vorwerks Steinberg, auf der Grenze der Feldmark von Stolzenhagen und dem alten Hof im Kietz gestanden habe. Es war ein Heiligenstein im Felde, wie solche noch jetzt in katholischen Ländern gefunden werden. Die Vorübergehenden verrichteten dabei ihre Andacht. In der Urkunde des Markgrafen Waldemar vom 21. März 1315 wird er genannt ‚Der Stein mit dem Zeichen des Kreuzes‘ als Grenzstein und seine Lage beschrieben. Zur Zeit des Ortspredigers Persius, welcher am 14. Februar 1719 starb, stand der Stein noch auf der alten Stelle und hieß der Betstein. Bald darauf scheint er weggenommen und wegen des heiligen Zeichens wurde er am Kirchhof niedergelegt. ...“ (Aufgeschrieben von Pfarrer Telle am Pfingstheiligabend 1863 in Lunow. Gewidmet der Familie Niethen an der Kirche, genannt Kirch-Bure. Nach dem Original im Pfarrarchiv Lunow)

Wenn man den Stein besichtigen möchte, dessen Standort durch ein Hinweisschild gekennzeichnet ist, darf die Abdeckung abgenommen werden.

Unsere dritte Station, die Dorfkirche von **Sachsendorf**, liegt im lebusischen Teil des Oderbruchs. Die Backsteinkirche wurde bei den schweren Kämpfen im Frühjahr 1945 weitgehend zerstört und später in stark veränderten Formen wiederaufgebaut. Eine volkskundliche Besonderheit in dieser Kirche war ein magisches Quadrat an einem der hölzernen Emporen Pfeiler.

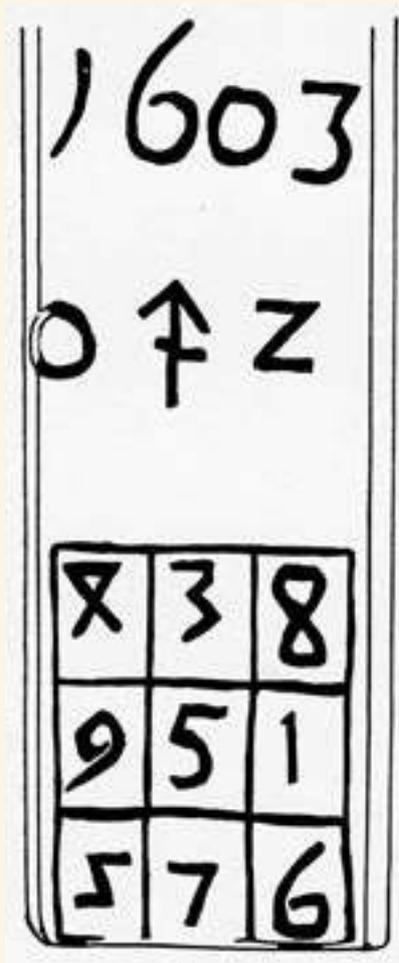
Laut einer Inschrift an der Kanzel wurde die Sachsendorfer Kirche im Jahre 1511 erbaut. Später erhielt sie im westlichen Teil eine hölzerne Empore. Diese ruhte auf viereckigen Holzsäulen, die einen Durchmesser von 20 Zentimetern hatten und unten mit Brettern verschalt waren. 1903 beschloss der Gemeindegemeinderat, die wurmstichige Empore abzureißen und als Brennholz zu verkaufen. Als die Verschalung abgenommen wurde, fand sich an der unmittelbar neben dem Nordportal stehenden Säule dicht über dem Fußboden eine Inschrift mit magischem Quadrat in das Holz eingeschnitzt. Die Inschrift bedeckte die gesamte Säulenseite in 20 cm Breite und war 50 cm hoch. Der damalige Pfarrer Köppel ließ die Inschrift aus der wurmstichigen Säule

herausschneiden, so dass ein flaches Brett von 50 x 20 cm Größe entstand. Dieses schenkte er 1908 dem Heimatmuseum zu Müncheberg, wo es wahrscheinlich im Jahre 1945 mitsamt dem ganzen Museum unterging.

Zur Deutung: Die im oberen Teil stehende Jahreszahl 1603 gibt wahrscheinlich das Jahr an, in dem die Empore eingebaut wurde. Darunter stand ein runenähnliches Zeichen, flankiert von den Buchstaben O links und Z rechts. Nachforschungen in dem seit 1608 geführten Kirchenbuch ergaben, dass es im Dorf bis 1665 nur eine einzige Familie mit dem Anfangsbuchstaben „Z“ im Namen gab, und zwar die Familie Zimmermann. Nach etwas gewagten Rückschlüssen aus den Vornamen und Lebensdaten dreier Generationen Zimmermann schloss Dr. Max Raschdorff aus Eberswalde (Vgl. M. Raschdorff: Das Magische Quadrat aus der Kirche in Sachsendorf (Oderbruch), in: Märkische Blätter. Heimatkundliche Beilage der Oder-Zeitung, Nr. 178 vom 1./2. August 1935, S. 1 f.), dass um 1603 in Sachsendorf ein Orban Zimmermann gelebt haben könnte, der damals 43 Jahre alt gewesen wäre. Zu dessen

Namen könnten die beiden Buchstaben gehören. Wenn die Zimmermanns Bauern gewesen wären, könnte das Zeichen zwischen den Buchstaben die Hofmarke ihres Bauernhofes gewesen sein. War Orban Zimmermann ein Handwerker, vielleicht sogar ein Zimmermann, dann handelte es sich möglicherweise um sein Meisterzeichen. Das Letztere ist hier wahrscheinlicher, denn eine Hofmarke als Widmungszeichen eines Stifters wäre an deutlich sichtbarer Stelle angebracht worden.

Den unteren Teil der Schnitzerei nimmt ein gitterförmig aufgeteiltes Quadrat ein, in dessen neun Feldern die Ziffern von 1 bis 9 in allen Zahlenreihen die Summe 15 ergeben. Im 17. Jahrhundert waren solche magischen Quadrate aus Zahlen oder Buchstaben sehr beliebt. Außerdem ist die Zahl 15 in der Zahlenmagie eine heilige Zahl, weil im Hebräischen 15 Buchstaben genügen, um den Segen Moses zu schreiben (4. Mose 6, 24). In deutscher Übersetzung lautet dieser Segen: „Der Herr segne dich und behüte dich.“ Wegen des möglichen Verdachts der Hexerei war es im Mittelalter nicht ungefährlich, solche Quadrate öffentlich zu zeigen oder sie bei sich zu tragen. Das wusste wohl auch der Schöpfer der Sachsendorfer Schnitzerei und hat deshalb sein Werk unter der Verschalung versteckt. Damit ist aber immer noch nicht klar, was er mit dem magischen Quadrat bezwecken wollte. Denkbar ist, dass es eine apotropäische Wirkung entfalten sollte, im Sinne der Abwehr böser Geister einschließlich des Teufels, die aus Westen kommend, den Betenden in der Kirche quasi in den Rücken fallen wollen. Das Bannen böser Geister wurde andernorts auch mittels Abwehrzeichen wie dem Pentagramm oder dem Hexagramm zu bewerkstelligen versucht. Was der Schöpfer der Schnitzerei wirklich mit seinem Werk bewirken wollte, wird wohl für immer im Dunkeln bleiben. In jedem Fall muss er für das Zahlenquadrat ein Vorbild gehabt haben, das ihm über eine Flugschrift oder aber auf der Wanderschaft als Handwerksgehilfe irgendwo begegnet ist und von dessen magischer Kraft er überzeugt war. —



Das Magische Quadrat aus der Dorfkirche Sachsendorf (Märkisch Oderland); Abbildung aus: P. F. Mengel (Hg.): Das Oderbruch. Zweiter Band, Eberswalde 1934, Abb. 150